

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2014)
Heft: 6: 1914-1918 : Willensnation auf dem Prüfstand

Artikel: Im Gespräch mit dem Historiker Robert Labhardt über sein Buch :
"Krieg und Krise, Basel 1914-1918"
Autor: Ryser, Werner / Labhardt, Robert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Gespräch mit dem Historiker Robert Labhardt über sein Buch:

«Krieg und Krise, Basel 1914–1918»

[wr] Nach dem Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 herrschte in Europa für lange Zeit Frieden. Er war die Basis für die Industrielle Revolution, für Prosperität, für kulturelle Vielfalt. Kein Wunder, dass die Jahre bis 1914 vom gehobenen Bürgertum als «Belle Epoque» erlebt wurden. Ausgeschlossen vom höheren Lebensgenuss blieben aber die Arbeiter in den Fabriken und in der Landwirtschaft, ebenso die kleinen Angestellten, die nach einem vielstündigen Arbeitstag in ihre oft elenden Behausungen zurückkehren mussten.

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges markierte das Ende der «Belle Epoque». Er war die «Urkatastrophe» des 20. Jahrhunderts. Den Basler Historiker Robert Labhardt beschäftigt schon seit Langem die Frage, weshalb dieses Ereignis lange Zeit von der schweizerischen Geschichtsschreibung vernachlässigt worden ist.

Robert Labhardt: Ich denke, das ist so, weil der Erste Weltkrieg im Unterschied zum Zweiten bei uns auch schambesetzt ist. Andere Länder schlossen sich in ihrem Patriotismus zusammen und nur die kriegsverschonte Schweiz gab ein Bild von sozialer und regionaler Zerrissenheit ab. Damit war keine Historiografie möglich, welche die Eidgenossenschaft in ein tolles Licht rücken konnte. Die Erinnerungen an die Jahre von 1914–1918 wurden dann auch sehr schnell durch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges in den Schatten gestellt.

In «Krieg und Krise, Basel 1914–1918», richtet Robert Labhardt den Fokus auf die Grenzstadt Basel. Dank der aufstrebenden Chemie, die Arbeitskräfte aus dem In- und Ausland anzog, wurde aus dem beschaulichen Basel eine moderne Industriestadt mit all ihren, teils ungelösten, sozialen Problemen. Rund 150'000 Einwohnerinnen und Einwohner drängten sich auf verhältnismässig engem Raum. Mit einem Ausländeranteil von dreissig Prozent gab es mehr Migrantinnen und Migranten als heute. Von ihnen waren, wenn man die Menschen aus dem vom Reich besetzten Elsass dazuzählt, 40'000 deutsche Staatsangehörige. Die Sympathien in der Stadt lagen, wie notabene in der ganzen alemannischen Schweiz, eher beim nördlichen Nachbarn.

Robert Labhardt: Diesen deutsch-französischen Graben gab es auch in Basel, manchmal quer durch die sozialen Schichten. Die Fronten waren aber nicht so verhärtet wie anderswo. Die Konflikte wurden eher



zurückhaltend, im privaten Kreis, ausgetragen. Dank der zahlreichen Arbeiter und Dienstboten von jenseits der Grenze realisierte man, was dieser Krieg, beispielsweise für das Elsass, bedeutete. Hinzu kommt, dass die Leute vom «Daig» teils hugenottische, teils deutsche Wurzeln hatten. Auch die Arbeiterschaft war gespalten. Selbstverständlich neigten jene deutscher Nationalität – mit Ausnahme der Elsässer, deren Herz für Frankreich schlug – ebenso Deutschland zu wie



Bild rechts

Barrikaden an der
Elsässerstrasse
Richtung St. Lud-
wig (Saint-Louis)

Bild rechts unten
Demonstration
gegen die Teue-
rung, 30. August
1917

die vielen deutschen Professoren an der Universität. Die anfängliche Kriegseuphorie, die in ganz Europa ein Thema war, beschränkte sich auf akademisch-studentische Kreise.

Die Schweiz war schlecht auf den Krieg vorbereitet. Es gab keine Pläne zur Rationierung von Lebensmitteln, eine Dienstausschüttung für Wehrmänner war nicht vorgesehen, die Ausrüstung der Armee mit Waffen und Munition ungenügend.

Robert Labhardt: Man realisierte nicht rechtzeitig, was da losgetreten wurde. Man ging davon aus, der Krieg dauere drei Wochen. Und dann entdeckte man plötzlich eine Beschleunigung und Gewaltspirale, die industriell abgestützt war mit Massentötungswaffen, mit Unmengen Tonnen von Munition. Typisch für mich ist, dass auch während des gesamten Krieges auf Bildern der Schweizer Soldat als einsame Wache mit aufgesetztem Bajonett gezeigt wird. Als wäre der Krieg noch immer so, dass man mit blanker Waffe aufeinander losgeht. Das gab es zwar in einzelnen Granattrichtern auf den Schlachtfeldern in Flandern, aber in der Regel kämpfte man mit Artillerie und Schusswaffen.

In Basel rückte schon bald die Kriegsnot in den Vordergrund. Die Männer standen in Uniform an der Grenze. In den Arbeiterfamilien herrschten Hunger, Unterernährung und Verelendung. Der Import und Export stockte, die Löhne jener, die Arbeit hatten, stagnierten, während die Teuerung unaufhaltsam stieg.

Robert Labhardt: Es fällt auf, wie der zu hundert Prozent freisinnige Bundesrat damals die Augen vor dem





Bilder oben
Notspeisung in der
Suppenküche

Elend breiter Schichten in den Städten verschloss. In den Köpfen des Bürgertums war das obrigkeitsstaatliche Gedankengut des 19. Jahrhunderts tief verankert. Erst als es im dritten Kriegsjahr in der Armee zu gewissen Unruhen kam, fand allmählich ein Umdenken statt. Man begann einzusehen, dass es nicht anging, die Familien von Wehrmännern, die das Vaterland verteidigten, in ihrer Not allein zu lassen.

Viel mehr als die unterschiedlichen Sympathien der Bevölkerung für Deutschland respektive Frankreich bedrohte die Kluft zwischen Reich und Arm die Einheit des Landes. Den Habenichtsen und Hungerleidern stand ein Bürgertum gegenüber, das in seinen vom Krieg verschonten Unternehmen sagenhafte Gewinne generierte, die es nicht in Form von angemessenen Lohnerhöhungen an seine Arbeiter weitergab. Basel war die erste der grossen Schweizer Städte, in der die Behörden eingriffen und eine wenigstens minimale Nothilfe einrichteten.

Robert Labhardt: *Dass es in dieser Situation in der sehr bürgerlichen Basler Gesellschaft einer organisierten Arbeiterschaft gelang, ihre Forderungen teilweise durchzusetzen, hängt mit einem Regierungsrat zusammen, in dem, neben zwei SP-Vertretern, mit Fritz Mangold und Armin Stöcklin zwei sozial sensible bürgerliche Magistraten sassen. Bereits kurz nach Ausbruch des Krieges wurde eine Hilfskommission gegründet, die zur Linderung der notleidenden Familien von Wehrmännern nicht nur Unterstützung beim Bezug von Lebensmitteln gewährte, sondern auch Mietzinszuschüsse ausrichtete.*

Diese Hilfskommission ist ein interessantes Phänomen. Nicht die Armenpflege, deren Leistungen als demütigend empfunden wurden, wurde beauftragt, Mitmenschen zu unterstützen, die durch den Krieg in Not geraten waren, sondern eine Organisation, die

sowohl aus Steuergeldern als auch aus Spenden Privater gespeist wurde. Möglicherweise hat hier der Basler Regierungsrat den «Prototyp» der modernen Nonprofit-Organisation geschaffen, die – betriebswirtschaftlich gesprochen – zwischen Staat und Privatwirtschaft angesiedelt ist und unbürokratischer funktionieren kann als eine Behörde.

Robert Labhardt: *Als Zusammenfassung von staatlicher und privater Hilfe war die Hilfskommission möglicherweise in der Tat ein Pionierwerk. Fakt ist, dass diese Organisation schweizweit vorbildhaft war. Aus anderen Städten kamen Behördenmitglieder, um dieses Modell zu studieren. Nebenbei bemerkt: Der Staat übernahm die Aufgabe nicht selber, weil im 19. Jahrhundert die gesamte Sozialpolitik auf privater Wohltätigkeit beruhte. Eine eigentliche «Veramtung» erfolgte erst im Verlaufe des Krieges, als man ein Amt für Kriegsnothilfe aufbaute.*

Die staatliche Hilfskommission hatte ein enormes Prestige, wohl nicht zuletzt wegen ihres Leiters, des Kleinbasler Pfarrers Gustav Benz, der als begnadeter Prediger galt und eine vielseitige Fürsorgetätigkeit im Dienste des Proletariats entfaltete. Gleichwohl hielt sich das begüterte Bürgertum zurück, wenn es um Spenden für die notleidende Basler Bevölkerung ging. Man zog es vor, Kriegsoffer – Witwen, Waisen, Versehrte, Evakuierte – zu unterstützen.

Robert Labhardt: *Das kann man vielseitig erklären. Das Basler Bürgertum war stark mit der Exportwirtschaft verbunden und wusste deshalb, was der Krieg bedeutete. Ich selber neige zur Ansicht, dass die Unternehmerschaft nicht für jene Armut spendete, die sie mit Löhnen, die masslos hinter der Teuerung zurücklagen, letztlich selber verursacht hatte. Ich nenne das eine «eingebaute Schizophrenie». Das Basler Bürgertum von anno dazumal war sozial blind gegen-*



Bild rechts
Karikatur wider
Kriegsgewinnler

über der Situation der Arbeiterschaft. Man war ja auch räumlich getrennt: Tendenziell hausten die Armen in elenden Wohnungen im Kleinbasel, während die Reichen in ihrer Villa im Gellert lebten.

Um bei der Hilfe für Kriegsoffer zu bleiben: Es waren vor allem Frauen aus dem gehobenen Bürgertum, die sich in der humanitären Hilfe engagierten. Ein interessantes Beispiel ist ein Bild in Robert Labhardts Buch. Es zeigt die Gattin des Besitzers der Färberei Clavel & Lindenmeyer, welche die tiefsten Löhne auf dem Platz Basel bezahlte. Madame Clavel also präsentierte sich in Schwestertracht und Häubchen als Mitarbeiterin des Heimschaffungskomitees für Evakuierte.

Robert Labhardt: Das sind reine Public Relations. Frau Clavel zeigt, dass sie ihren Beitrag für Kriegsoffer leistet. Bei meinen Recherchen stiess ich mehrfach auf dieses Foto. Sie hat sich bewusst inszeniert und das Bild wurde als Postkarte gestreut. Nicht einmal von Mathilde Paravicini [Basler Philanthropin und Organisatorin von Kinderzügen aus Kriegsländern] gibt es so ein Bild.

Der Graben zwischen Arm und Reich in der Gesellschaft spiegelte sich in der Armee. Hier gab es eine tiefe Kluft zwischen Offizieren und Mannschaft. Es war eine Klassenarmee, geprägt von Kastendenken, Preussentum und Drill. Die Wehrmänner – Bürger in Uniform – waren gegen die Willkür einzelner Offiziere nicht geschützt. Auch wenn niemand die Armee an sich infrage stellte, so machte sich im Laufe des Krieges Unmut über deren autoritäre Strukturen breit und über den geistlosen täglichen Drill einer Führung, die nicht wusste, wie sie die Truppe den lieben langen Tag beschäftigen sollte.

Robert Labhardt: Letztlich hat der Dienst an der Grenze die Arbeiterschaft politisiert. Die Wehrmänner kamen «linker» aus der Armee heraus, als sie hineingegangen waren. Es gibt einen deutlichen Hinweis auf die Beschleunigung der Unzufriedenheit mit der Armee: In den Nationalratswahlen von 1917 stimmten die Basler Soldaten zu zwei Dritteln sozialistisch, während lediglich vierzig Prozent der Bevölkerung die Linke wählte.

Händler und Produzenten verkauften ihre Waren zu Wucherpreisen. Trotz guter Ernte hielten Bauern im Jahr 1917 ihre Kartoffeln zurück, weil sie auf noch höhere Erlöse hofften. Da man sich angesichts der unerhörten Teuerung kaum noch Lebensmittel leisten konnte, mussten täglich bis zu 15'000 Baslerinnen und Basler in den Volksküchen gepflegt werden. In der Arbeiterschaft gärte es. Der soziale Frieden war gefährdet. Das sozialdemokratische Oltener Aktionskomitee forderte vom Bundesrat Massnahmen. Streikdrohungen wurden formuliert.

Robert Labhardt: Bereits im Vorfeld des Landesstreiks begann General Wille, Druck auf die Landesregierung auszuüben. Er schürte die im Bürgertum – angesichts

der Revolution in Russland und dem Zusammenbruch der alten Ordnung in Deutschland – weitverbreitete Angst vor bolschewistischen Tendenzen. Er verlegte Truppen an die österreichische Grenze. Das war ein Wink mit dem Zaunpfahl: Wenns losgeht haben wir niemanden da, der euch schützt. Damit provozierte er den unheilvollen Einsatz der Armee in Zürich und Bern. In Basel war kein Militär präsent. Der Regierungsrat hatte mit den Gewerkschaften eine Vereinbarung getroffen. Man war bereit, auf einen Armeeeinsatz zu verzichten, wenn dafür gesorgt wurde, dass bei der Niederlegung der Arbeit Disziplin gewahrt würde.

Ein Jahr später, 1919, war in Basel alles anders. Nach einer Protestaktion gegen die tiefen Löhne verfügte die Leitung der Färberei Clavel & Lindenmeyer – wir erinnern uns an Madame Clavel, die sich als barmherzige Samariterin präsentierte – die Aussperrung der gesamten Belegschaft. Ein von der Regierung vorgeschlagener Vergleich wurde von den Arbeitern angenommen, nicht aber von der Arbeitgeberseite. In der Folge traten die mehr als tausend Färber in den Streik. Noch am gleichen Tag rief der Arbeiterbund den Generalstreik aus. Diesmal beantragte die Regierung ein Truppenaufgebot. Die Folgen sind bekannt. Die Soldaten feuerten in die Menge. Fünf Menschen fielen den Kugeln der eigenen Armee zum Opfer. Es folgten Massenentlassungen und Wiedereinstellungen zu (noch) schlechteren Bedingungen. Man erstellt eine «schwarze Liste». Wer auf ihr notiert war, hatte auf lange Zeit keine Aussicht mehr auf eine Anstellung. Was war geschehen?

Robert Labhardt: Das Klima hatte sich verhärtet. Eine neue Regierung war da. Es war die Stunde der «Hardliner». Die beiden moderaten bürgerlichen Regierungsräte Stöcklin und Mangold, denen man beim Generalstreik Nachgiebigkeit vorgeworfen hatte, wurden zum Rücktritt gezwungen. Illegale Bürgerwehren, die aber von der Justiz nicht verfolgt wurden, hatten sich organisiert. Das Kader stammte aus dem Milieu der Seidenbandfabrikanten. Man sprach davon, sich zu bewaffnen. Nur der Widerstand der Kleinbasler Mitglieder, die nicht bereit waren, auf die eigenen Leute zu schießen, verhinderte Schlimmeres.

Es besteht kein Zweifel: Der Erste Weltkrieg hat in grossen Teilen der Bevölkerung ein Gefühl der Bitterkeit zurückgelassen. Man war unter elenden Bedingungen an der Grenze gestanden, die Angehörigen hatten Not gelitten, während Unternehmer und



Bilder oben

Alexander Clavel
(Adjutant Kavallerie-
Oberleutnant) mit
Oberstkörpskom-
mandant
Audéoud und
General Wille



Bild links

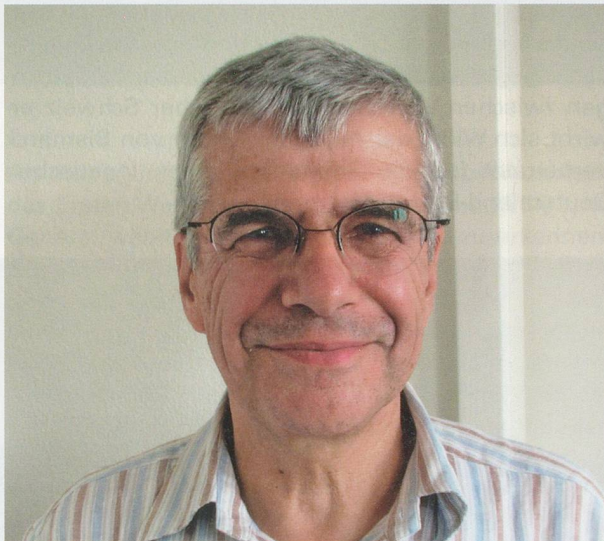
Madame Clavel
posiert als Kranken-
schwester

Bauern satte Gewinne einstrichen. Am Schluss wurde der berechtigte Protest gegen die prekären sozialen Verhältnisse von der eigenen Armee erstickt. Am Ende des Krieges standen sich für lange Jahre verhärtete Fronten gegenüber: Kapitalismus versus Sozialismus. Dazu kamen die geschlossenen Grenzen. Für fast hundert Jahre musste man sich am Zoll ausweisen, wenn man die Nachbarn im Elsass oder Markgräflerland besuchen wollte. Und doch bedeuteten die Jahre von 1914–1918 für die Behörden in der Schweiz und in Basel ein Lernprozess im demokratischen Krisenmanagement.

Robert Labhardt: Der Basler Regierungsrat hatte gelernt, seinen Handlungsraum zu nutzen und die verschiedenen politischen und professionellen Kräfte in die Kriegsfürsorge und Notunterstützung einzubinden. Die schweizerische Bevölkerung war ungleich besser auf den Zweiten Weltkrieg vorbereitet. Sie erschien ökonomisch einigermaßen abgesichert und moralisch geeint. Und zukunftsweisend: Die industriellen Beziehungen in der Basler Chemie begannen, sich Richtung Sozialpartnerschaft zu entwickeln.



Bild oben
Defilee



Robert Labhardt

Geboren 1947, war Gymnasiallehrer und Dozent für Geschichtsdidaktik an der Pädagogischen Hochschule der FHNW. Heute arbeitet er als freischaffender Historiker. Neben seinem Werk «Krieg und Krise, Basel 1914–1918» verfasste er unter anderem eine Biografie über Christoph Merian (Kapital und Moral, 2011) und ist Co-Autor des Buches «Baumwolle, Sklaven und Kredite», 2004, in dem am Beispiel der Basler Welthandelsfirma Christoph Burckhardt & Cie. ein Stück Basler Wirtschaftsgeschichte in der Zeit zwischen 1789 bis 1815 aufgearbeitet wird. Alle Publikationen von Robert Labhardt sind im Christoph Merian Verlag erschienen und im Buchhandel erhältlich.